

Die Entmachtung des Todes – Hoffen auf Gott?

„Am Ende war's Erlösung“ – immer häufiger taucht diese Floskel in Todesanzeigen auf. Am Ende eines langen Leidens wird der Tod als Erlösung empfunden. Aber von wem und für wen? Ist es ein Trostseufzer der Hinterbliebenen, die von einer sie überfordernden Last der Pflege und Sterbebegleitung befreit wurden? Oder sprechen sich darin Wunsch und Hoffnung eines Schwerstkranken aus, dass Unheil und Schmerzen, die kaum mehr auszuhalten sind, endlich ein Ende nehmen? **Hans-Joachim Höhn**

Wer sich für gesellschaftliche Bewertungen von Tod und Sterben interessiert, stellt seit einiger Zeit die Wiederkehr der Vorstellung vom „gnädigen“ Tod fest. Nicht mehr der Tod, sondern der Zerfall des Körpers, das Wuchern des Krebses, der Selbstverlust in der Demenz werden gefürchtet. Nicht mehr vom Tod will man erlöst werden, sondern man begreift ihn in bestimmten Situationen selbst als Erlösung. Und wo diese Erlösung allzu lange auf sich warten lässt, wollen immer mehr Menschen diese selbst herbeiführen. Die Vorbehalte gegen aktive Sterbehilfe sind in den letzten Jahren stark zurückgegangen. Sogar der Widerstand gegen unternehmerisch betriebene Sterbeassistenten bröckelt. Und ebenso ist die lange Zeit verbreitete These von der Verdrängung des Todes in der modernen Gesellschaft ins Wanken geraten. Er ist nicht nur medial allgegenwärtig, sondern hat auch seinen festen Platz in den Anleitungen zu einer persönlichen „Lebenskunst“.

In den einschlägigen Ratgebern werden Strategien eines „memento mori“ entwickelt, die es dem Menschen erlauben, sich mit einem „guten“ Tod anzufreunden oder dem Tod etwas Gutes abzugewinnen. Ihre Maxime lautet: „Handle so,

dass Du, wenn Du stirbst, sagen kannst, das Maximum aus Deiner Lebenszeit herausgeholt zu haben!“ Oder anders formuliert: „Sieh zu, dass Du im Leben nichts verpasst! Und Sorge dafür, dass Du lange genug lebst, um auf Deine Kosten zu kommen!“ Wer alt und lebenssatt aus dem Leben scheidet, weil er nichts von dem verpasst hat, was das Leben an Gutem und Schönen zu bieten hat, darf dann auch gelassen fragen: „Tod, wo ist dein Stachel?“ (vgl. 1Kor 15,55). Viele Zeitgenossen machen ihren Frieden mit der Befristung ihres Daseins, weil sie wissen, dass ein ewiges „weiter so“ keineswegs die Vollendung eines Daseins verbürgen kann. Jeder Künstler weiß, dass er bei Zeiten ein Bild mit einem letzten Pinselstrich, ein Gedicht mit einem letzten Wort oder eine Komposition mit einem letzten Akkord abschließen muss, sollen sie überhaupt fertig werden. Und soll aus vielen (Lebens)Fäden

Hans-Joachim Höhn

geb. 1957, Dr. theol., Professor für Systematische Theologie und Religionsphilosophie an der Universität Köln, Themenschwerpunkt: Religion in der Moderne.

irgendwann einmal ein Tuch werden, dann wird anstatt des Webens irgendwann ein Schnitt fällig sein, um ein fertig gewobenes Tuch in Händen zu halten (vgl. Jes 38,1). Das Aufhören ist die Sinnbedingung eines guten Endes. Zur rechten Zeit muss man vom Weitermachen ablassen und das Getane „gut sein lassen“.

AKZEPTANZ ANGESICHTS DES INAKZEPTABLEN

Wenn nun der Tod selbst kein Übel (mehr) ist, das uneingeschränkt zu verneinen ist, dann ist auch das Leben leichter zu akzeptieren, in dem man sich den Tod holen wird. Eine solche Konsequenz hat erhebliche Folgen für Ansatz und Anspruch eines religiösen Verhältnisses zu den Lebensverhältnissen des Menschen. In diesem Verhältnis geht es um die Akzeptanz des Daseins angesichts des Inakzeptablen. Leitend für dieses Verhältnis ist die Suche nach einer Hinsicht, das Leben angesichts des Unannehmbaren annehmen zu können: unter welcher Rücksicht ist ein Leben akzeptabel, in dem es zuviel gibt, das „ohne Wenn und Aber“ inakzeptabel ist?

Aber wie sieht ein religiöses Verhältnis zum Verhältnis von Leben und Tod aus, wenn der Tod nicht mehr auf die Seite des kategorisch Inakzeptablen gehört? Wenn die Endlichkeit als Formgestalt des Daseins und die Vergänglichkeit als Verlaufsform des Daseins als sinnstiftend aufscheinen, ist es dann noch sinnvoll, sich dazu in ein Verhältnis des Widerstandes zu setzen und der christlichen Botschaft von einem „ewigen Leben“ Kredit zu geben?

Im Folgenden werden zunächst einige Streiflichter auf Vorschläge einer „Entübelung“ des Todes geworfen, die zugleich dazu führen, dass Vorstellungen eines Lebens „nach dem Tod“ ihre

Attraktivität immer weniger von einer Skandalisierung des Todes beziehen können (I). Die Botschaft des Christentums aber setzt voraus, dass man nicht zugleich und gleichermaßen das Leben und den Tod bejahen kann (II). Wo dies nicht mehr als selbstverständlich erscheint, bedarf es daher entsprechender Bemühungen, die Problematik einer modernen „Thanatodizee“ aufzuzeigen (III). Kaum anders als mit einem solchen Disput wird man heute eine „Theologie des Todes“ einleiten können (IV).

FREISPRUCH – DAS MODERNE URTEIL ÜBER DEN TOD

Die Moderne hat zahlreiche Arrangements hervorgebracht, die den Tod als weniger verhängnisvoll und schrecklich erscheinen lassen als er vielfach gedeutet wird. Wo ihm der intellektuelle Prozess gemacht wird, ergeht immer öfter ein Freispruch. Weit verbreitet sind naturalistische bzw. evolutionstheoretische Plädoyers, die den genetisch programmierten Tod eines Individuums als Bedingung für die evolutive Fitnessmaximierung seiner Spezies identifizieren. Nur indem in einer endlosen Sequenz Lebewesen für die folgende Generation Platz machen, ergibt sich für die Natur die Möglichkeit, biologisch besser angepasste Individuen hervorzubringen. Da aber auch auf diese bereits der Tod wartet, hat eine naturalistische Ethik einen passenden Trost parat: der Tod aller Individuen ist ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit für die Lotterie der Gene, bei der einige ein besonders schlechtes Los gezogen haben mögen. Der Tod macht alle wieder gleich. Der Tod ist zwar ein Übel, das aber zumindest indirekt gut ist oder zu etwas Gutem führt.

Wem diese Argumentation zu nahe am Zynismus operiert, hat andere Möglichkeiten, dem Tod nicht bloß Übles abzugewinnen. Literarische Zeugnisse und philosophische Gedankenexperimente machen anschaulich, dass und wie man den Tod nicht als ein Skandalon, als Negation von Sinn und Bedeutsamkeit menschlichen Tuns brandmarken muss. Den Anfang macht das Argument des griechischen Philosophen Epikur (341-271 v. Chr.), dass für einen Menschen nur gut oder schlecht sein kann, was er erleben kann. Da niemand seinen eigenen Tod erlebt, ist es müßig, sich vor ihm zu fürchten oder ihn für etwas Schlechtes zu halten. Dieser „Thanatodizee“ sind zahlreiche Versuche einer Entmachtung der Angst vor dem Tod gefolgt. Meist wird dabei eine „Entübelung“ des Todes versucht. Nicht der Tod, sondern ein endloses Leben ist zu fürchten.

Dass nicht das Sterbenmüssen, sondern vielmehr die Unsterblichkeit etwas Furchtbares sein kann, demonstriert Simone de Beauvoir in ihrem Roman „Alle Menschen sind sterblich“ (1946): die Einnahme eines Unsterblichkeitselixiers wird für einen Mann namens Fosca zum Fluch und nicht zum Segen. Die Zeit verliert für ihn ihre Kostbarkeit. Es gibt nichts, was dringend wäre. Alles kann verschoben, vertagt und nachgeholt werden. Jede Entscheidung ist revidierbar. Es gibt nicht Verbindliches und nichts Verbindendes. Im Wechsel der Jahreszeiten und der Generationen wird Fosca Zeuge einer ewigen Wiederholung des Gleichen. Angesichts dieser Gleichförmigkeit und Gleichgültigkeit kommt es auf nichts mehr an im Leben. Es gibt keinen Gewinn, über den er sich freuen kann, und keinen Verlust, den er betrauern muss. Alles Gute kann wieder schlecht gemacht werden; alles Schlechte kann wieder gut gemacht werden. Alles wird entwertet im inflationären Zufluss von Tagen und Jahren. In ei-

nem endlosen Leben gibt es nichts, was das Leben ausfüllt und erfüllt. Vielmehr bleibt es auf ewig etwas stets neu Aufzufüllendes.

LEBEN IN DER EINHEIT VON LEBEN UND TOD

Innerhalb einer „Thanatodizee“ verdient die Aussicht auf ein todloses Leben nicht mehr den Vorzug gegenüber einer Lebenseinstellung, die sich nicht damit abfinden will, dass der Mensch als Todgeweihter geboren wird. Die Überzeugung, dass der Mensch etwas Besseres verdient hat als den Tod, richtet sich dann nicht mehr auf ein Leben nach dem Tod, sondern motiviert Weltverbesserungsmaßnahmen zugunsten eines Lebens vor dem Tod. Allerdings führt auch ein solcher Perspektivenwechsel nicht an der Einsicht vorbei, dass am Leben sein heißt: in der Gegensatz-Einheit von Leben und Tod existieren. Wer am Leben ist, muss seine Sterblichkeit akzeptieren – und bekämpfen. Beides – Akzeptanz und Widerstand – geschieht um des Lebens willen. Beides bestimmt grundlegend die Lebenspraxis des Menschen, der um des Lebens willen ein widerständiges Verhältnis zum Tod aufnehmen muss. Darum sind sämtliche Anstrengungen darauf gerichtet, zu entdecken, wo der Tod auf den Menschen lauert. Und zugleich geht es darum, ihn aufzuhalten oder sein Kommen zumindest zu verzögern. Denn Menschen sind nur solange am Leben, wie sie sich von ihrem eigenen Nichtsein unterscheiden. Und nichts wünschen sie sich mehr, als bleibend von diesem Nichts verschieden zu bleiben. Zeit ihres Lebens leben sie daher in Opposition zum Tod, auch wenn sie gezwungen sind, um des Lebens willen die Einheit von Leben und Sterben anzunehmen. Menschen übernehmen und akzeptieren diese Gegensatz-

Einheit, ohne darin den Widerstand gegen den Tod aufzugeben.

Dieses Verhältnis zum Verhältnis von Leben und Tod wird bislang für jeden sterblichen Menschen letztlich jedoch zugunsten des Todes entschieden. Mit ihm enden alle Weltverbesserungs- und Weltverschönerungsunternehmen. Daher ist von vornherein die Opposition gegen den Tod zum Scheitern verurteilt. Am Ende ist immer der Tod der Stärkere. Dem Tod kann man nichts abringen, aber dennoch will man dem Leben etwas abgewinnen

Da ein sinnvolles Leben ohne den Tod eine Utopie ist, bleibt als Konsequenz: gelingen und glücken kann ein Leben nur auf Zeit. Dass diese Zeit möglichst lange währt, muss Gegenstand aller Bemühungen sein. Ein gutes und glückliches Leben gibt es ohnehin nur unter dem Vorbehalt der Befristung des Guten und der Endlichkeit des Glücks. Man muss sich damit abfinden, dass der Tod diesem Glück ein Limit setzt. Aber ebenso bleibt das Ergebnis der „Thanatodizee“ bestehen: der Tod stellt auch die ermöglichende Kontur von Glück und Sinn dar. In einem endlosen Leben fehlt das Beglückende des Glücks – seine Einmaligkeit, Unwiederbringlichkeit, Unerwartbarkeit.

DESTRUKTIVE OHNMACHT – PARADOXIEN DES TODES

Die Konsequenz scheint klar zu sein: wir müssen den Tod in ein anderes, besseres Licht rücken. Die Befristung menschlicher Lebenszeit und die Sterblichkeit des Menschen sind nicht Widerpart, sondern Bedingung von Sinn und Bedeutsamkeit des Daseins. Wer also genau hinsieht, muss zugeben, dass die Negativa, die dem

Tod angelastet werden, in Wahrheit verkannte Bonitäten sind. Folglich kann auch ein befristetes und endliches Leben im Ganzen nicht so schlecht sein, wenn von dieser Endlichkeit positive Wirkungen ausgehen. Nichts spricht dann noch gegen die Akzeptanz der Einheit von Leben und Tod.

Allerdings führen diese Überlegungen bei näherem Hinblick in eine mehrfach paradoxe Situation. Wenn der Tod nur Abbruch ist und sonst nichts, konstituiert er zwar die postmortale Nichtigkeit des Menschen, aber auch die prämortale Bedeutsamkeit menschlichen Handelns und Erlebens. Unter dieser Rücksicht ermöglicht der Tod etwas, das er jedoch sogleich zerstört, wenn er tatsächlich eintritt: Sinn und Bedeutung menschlichen Daseins. Der Tod sorgt in der Tat auch für Gleichheit, indem ausnahmslos alle Menschen sterben müssen und in ihr Totenhemd keine Taschen eingenäht werden, die mit Geld, Macht oder Ansehen gefüllt werden könnten. Der Tod ebnet Unterschiede ein und nivelliert Ungleichheiten. Aber er sorgt nicht für Gerechtigkeiten. Wer im Leben zu den Übervorteilten und Zukurzgekommenen gehörte, erhält im Tod dafür keinen Ausgleich. Wird nicht dabei die eigentliche und letztlich destruktive Ohnmacht des Todes offenbar? Er ist so stark, dass ihm nichts entgehen oder ausweichen kann. Aber er hat keine Macht, um einen Ausgleich von Gut und Böse herbeizuführen. Er nimmt alles, aber gibt nichts.

Darum ist auch zu bestreiten, dass man von einem „gnädigen Tod“ sprechen darf. Welche Gnade hält er für einen Menschen bereit, der nach jahrelangem Leiden stirbt? Stellt ein solches Lebensende einen „Gnadenakt“ dar, wenn der Leidende um den Preis der Selbstausschöpfung vom Leiden befreit wird? Damit das Leiden ein Ende

nimmt, muss das Leben enden!? Es mag für die Hinterbliebenen ein Trost sein, einen nahen Angehörigen nicht mehr leiden zu sehen. Aber sie werden gleichzeitig nicht davon abzubringen zu sein, ein solches Lebensende als „unverdient“ und kategorisch nicht sein sollend zu empfinden. Sie werden darauf bestehen, dass der Verstorbene einen solchen Tod auf keinen Fall verdient hatte. Wer von ihnen allem Übel zum Trotz dankbar ist für gute gemeinsam erlebte Tage, wird den schlechten Tagen (bzw. dem Schlechten dieser Tage) dennoch nichts Gutes abgewinnen. Und wer angesichts unerträglicher Schmerzen dem Leiden selbst ein Ende setzt, indem er seinem Leben ein Ende setzt, besiegelt mit dem Tod die Inakzeptanz des Daseins angesichts des Inakzeptablen. Der herbeigeführte Tod entscheidet den Widerstreit zwischen dem Unannehmbaren und Bejahenswerten des Lebens, indem er den Menschen das ein Leben lang Verneinte – den Tod – bejahen lässt: *volens nolens*. Der Mensch will das Nichtgewollte – wider besseren Willens. Wissentlich vollzieht er, was er zeitlebens eigentlich nicht will.

HOFFNUNG ÜBER DEN TOD HINAUS?

Die Rede vom „Tod als Erlösung“ ist eher Ausdruck des Problems, wie man die Welt angesichts des kategorisch Inakzeptablen widerständig annehmen kann, als dessen existenziell und intellektuell überzeugende Lösung. Was aber bleibt an Widerstandsmöglichkeiten angesichts des Todes? Was ist der Überlegenheit des Todes entgegenzusetzen? Eine erste Möglichkeit besteht darin, dass die Lebenden in ihrem Leben den Verstorbenen Orte und Zeiten des Gedenkens und der erinnernden Gegenwart widmen. Was den

Lebenden die Toten bedeuten, bewahren die Lebenden in ihrem Herzen. Und wo der Tod zwar alle Menschen gleich macht, aber nicht für Gerechtigkeit sorgt, bringt die Erinnerung das den Toten angetane Unrecht ans Licht und verhindert, dass die Zeit darüber hinweggeht.

Aber ist diese Solidarität der Lebenden mit den Toten bereits alles, was gegen den Tod aufgeboten werden kann? Gewiss verhindert der Widerstand gegen eine Amnesie, was ihnen angetan oder genommen wurde, eine Amnestie der daran Schuldigen. Aber eine „anamnestische Solidarität“ darf sich der Betrogenen, Gedemütigten und Ausgebeuteten nicht derart erinnern, als ob sie nur Opfer seien. Sie darf ihre Identität nicht darauf reduzieren, unter die Räder der Geschichte gekommen zu sein. Würde man von den Opfern lediglich in Erinnerung behalten, dass sie zu den Vergewaltigten und Entrechteten gehören, würden die Täter ein weiteres Mal triumphieren. Die Opfer würden erneut und für unabsehbare Zeit auf die Schattenseite der Geschichte gestellt. Was die Opfer von Vergewaltigung und Vertreibung, von Ausbeutung und Erpressung, von Missbrauch und Unterdrückung einklagen, ist gewiss die Wahrnehmung ihrer Leiden und die öffentliche Anerkennung, wie sehr ihnen Unrecht angetan wurde. Aber wollen sie, dass man sie für immer auf diese Opferrolle festlegt?

Wer sich einer anamnestischen Solidarität verpflichtet sieht, ist den Opfern mehr und anderes schuldig. Zu erinnern ist, wer sie waren, ehe sie zu Opfern wurden, und was aus ihrem Leben hätte werden können, hätte man es ihnen nicht genommen. Es geht um ihre Hoffnungen, Sehnsüchte und Träume eines gelungenen Lebens. Es geht um den Protest, dass all dies nur Fragment geblieben ist. Aber dieser Protest muss erweitert werden um die Frage, wie es um die Möglichkeit

steht, dass es nicht für alle Zeit bei einem ohnmächtigen Protest bleibt.

An dieser Stelle nach der Möglichkeit zu fragen, Gott und den Tod zusammenzudenken, ist eine um der Solidarität mit den Opfern der Geschichte willen anzunehmende Herausforderung. Diese Solidarität muss die Einlösung dessen erhoffen, was sie im Einspruch gegen ein tödliches Verhältnis von Leben, Leiden und Tod praktiziert. Sie muss auf eine Veränderung dieses Verhältnisses zugunsten eines Lebens hoffen, das nicht mehr im Widerstreit von Leben und Tod gefangen ist. Gott wird von Christen angerufen als „Schöpfer“ der Welt, der durch sein Wort den Unterschied von Sein und Nichts zugunsten des Lebens entschieden hat. Dem Verhältnis von Sein und Nichts, von Leben und Tod steht demnach noch ein anderes Verhältnis gegenüber. Nicht nur der Mensch, sondern auch Gott steht in einem Verhältnis zur Gegensatz-Einheit von Leben und Tod. Dieses Verhältnis muss der Mensch in seinem Leben in der Opposition zum Tod um-

setzen. Seine Hoffnung richtet sich darauf, dass in seinem Tod die Opposition Gottes zum Tod für andere Verhältnisse sorgt. Er hofft darauf, dass es mit der Macht des Todes vorbei ist, wenn ihr Gegenüber nicht der Mensch, sondern Gott ist. Wenn das Verhältnis von Leben und Tod eingelassen ist in das Verhältnis Gottes zu diesem Verhältnis, dann mag dies am Ende des Lebens für den Tod das Ende seiner Macht bedeuten. Ist die Theologie in der Lage, dieser Hoffnung einen überzeugenden Ausdruck zu geben? Einstweilen bleibt die Antwort selbst Gegenstand des Hoffens. ■

LITERATUR

- Feldmann, K., Tod und Gesellschaft, Wiesbaden 2010.
Höhn, H.-J., Versprechen. Das fragwürdige Ende der Zeit, Würzburg 2003.
Macho, Th., Todesmetaphern. Zur Logik der Grenzerfahrung, Frankfurt 1995.
Macho, Th. / Marek, K. (Hg.), Die neue Sichtbarkeit des Todes, München 2007.
Wittwer, H., Philosophie des Todes, Stuttgart 2009.
Wittwer, H. (Hg.), Sterben und Tod, Stuttgart 2010.